

40)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Die Priorin war ganz erstaunt, als die erwartete Wirkung ausblieb. Diambra versicherte, sie könne die Augen nicht mehr offen halten.

Das verblüffende Mittel, über das sie sich so oft lustig gemacht hatte, brachte sie plötzlich ins Gleichgewicht. Kaum war die Priorin draußen, als sie merkte, daß der alte Sackteufel in ihr noch nicht ganz ausgetrieben sei.

Solche kleine Rückschläge hinderten jedoch nicht, daß sie sich in den nächsten Wochen stark zur Religion zurückgezogen fühlte. Es beschäftigte und zersplitterte die peinlichen Gedanken, die beständig um den Kreislauf wollten, den sie zu vergessen beschloffen hatte.

Als eines Tages Lidida sie besuchte, und sie sich über ihren Mühsigang beklagte, schlug die Freundin ihr vor, an dem Unterricht des Marchese teilzunehmen.

Diambra nahm die Idee mit Eifer auf, und eine Zeitlang ging alles gut und schön.

Der Marchese hatte von jeher sein Hauptinteresse der Geschichte seiner Vaterstadt zugewandt, und in dieses nächstliegende Fach wünschte er nun auch seine jungen Schüler zuerst einzuführen. Er machte mit ihnen kleine Exkursionen in die Umgebung, fesselte mit seinem künstlerischen Blick für die malerischen Naturreize sowohl wie durch den Reichtum an Details, den er im Laufe der Jahre angesammelt, den Sinn der jungen Leute, und dichtete sie in ein Reich hinein, in welchem das Seelenlose Sprache gewann.

Diambra war mit ihrem ganzen aufgesparten Volkshunger erschienen und warf sich mit all ihrer Energie auf die ihr teilweise neuen Studien. Sie fühlte, welche Vinderung es war, sich müde zu lernen, und eine Zeitlang war sie ganz flammende Begeisterung für all das Neue, das ihre Gedanken und ihre Phantasie erfüllte.

Allmählich aber, wie sie in den Stoff eindrang und sich bei neueren Werken Rats erholte, begannen ihr Zweifel an der wissenschaftlichen Grundlage der ihr gelehrt Theorien zu kommen. Sie begann mit zaghaften Einwänden, die der Marchese mit großer Liebenswürdigkeit widerlegte, aber während sie seinen Ausführungen von Folgerung zu Folgerung folgte, wurde es ihr bald klar, wie dilettantisch sein großes Spezialwissen zusammengearbeitet war, und daß seine Resultate und Hypothesen weit mehr der Dichtung als der Geschichte entsprangen. Ueberdies beunruhigte es sie, daß der Marchese sowohl des Griechischen als des Lateinischen unkundig war.

Es währte nicht lange, ehe sie zu des Marchese großem Leidwesen einen Vorwand fand, sich von den Unterrichtsstunden zurückzuziehen. Auf die schonendste Art ließ sie die Freundin den wahren Grund ahnen.

Lidida war künstlerischer veranlagt als Diambra und besaß ein reicheres Stimmungsleben, aber dieses fand seine genügende Ausdrucksform in Tönen und Bildern, fühlte durchaus kein Bedürfnis, sich in eine Sentenz umzusetzen. Ihr Gemütsleben war reich, aber nicht geistreich. Diambra ihrerseits besaß die scharfe, niemals ruhende Intelligenz, die, sobald sie erst den Bohrer an ein Gedankenhindernis gesetzt, Granit zersplitterte, als sei es Glas. Für Lidida war Stimmung Ruhe, für Diambra ein Ansporn zum Denken, und ihr Genuß begann erst da, wo sie eine Reihe Gedanken in klaren Ausdrücken vor sich liegen sah. Zu dieser allseitig bewundernswürdigen Eigenschaft blickte auch Lidida empor, und von der Freundin erst auf die Spur gebracht, begann sie sich über so manches, was bisher als dunkle Ahnung tief in ihr gelegen war, klare Gedanken zu machen.

Lange hielt sie aus Liebe zum Vater zurück, aber eines schönen Morgens schloß auch sie sich von den Studien aus.

Diesem Beschluß war eine lange Entwicklung vorausgegangen, welcher Lidida selbst kaum gewahr geworden, da sie zum großen Teile aus ihrem unbewußten Intellekt emporgewachsen war.

Der Eindruck, den des Vaters Gefangenschaft seinerzeit auf sie gemacht hatte, war geblieben und in ihrem Inneren

still weitergewachsen. Sie begriff seit dieser Zeit immer besser und besser, daß die ganze Familie, statt sich zu behaupten, bloß anderer Willkür und Launen untergeben war.

Als allmählich unter Diambras Einwirkung die Glorie von den Studien des Vaters fiel und sie den Dilettanten in ihm zu sehen begann, stellte sie sich selbst unehrerbietige Fragen, ob es denn auch eines Mannes würdig sei, sich in Büchern zu begraben, wo es doch galt, den alten Namen und die Macht seiner Familie zu behaupten. Dieser Zweifel wurde um so eindringlicher, als sie nun ihren eigenen Mann dieselben Spuren verfolgen sah.

Eines Tages, als die beiden Männer auf dem Athenafelsen waren und Lidida sich mit der Mutter allein befand, ließ sie eine prüfende Aeußerung fallen.

Marchesa Ersilia wurde es ganz wunderbar zumute. Sollte sie wirklich erleben, daß es einen Menschen gab, der sie verstand? Sollte ihr Kind endlich seine Mutter finden?

Anfänglich tastete sie vorsichtig weiter, als sie aber merkte, wohin Lididas Gedanken gingen, teilte sie sich ohne Vorbehalt mit. Stunde um Stunde sah sie da und öffnete ihr jahrelang verschlossenes Herz.

Es war das zweitemal, daß sie vertraulich mit ihrer Tochter sprach, das erstemal aber, daß sie ihr einen Einblick in ihr Inneres gewährte, in all das, was sich hinter dem erstarrten Lächeln regte.

Die ganze folgende Nacht lag Lidida wach und dachte an ihre Mutter.

Sie begriff nun, daß diese spiegelglatte Eisfläche einstmals ein lächelnder See gewesen, vielleicht sogar ein brandendes Meer.

Wie in einer Reihe von Bildern sah sie den Kurs, den das Leben ihrer Mutter genommen. Sie war die glückliche Braut der Insel gewesen — schön war sie sicherlich auch, stattlich und stolz — an jenem Tage, da sie dem jungen flotten Marchese La Greca die Hand zum Bunde reichte. Er war als ungewöhnlich gelehrt und intelligent bekannt, ein glänzender Redner, schrieb Verse, war in vieler Herren Länder gereist und Sohn des mächtigsten Mannes der Provinz. Später, nach des Vaters Tode, war es ihr erst klar geworden, was es bedeutete, wenn ein Mann, der bestimmt war, zu wirken und zu führen, sich zwischen moderne Tonfrüge vergrub, in Fundamenten wühlte, die zu Zeiten gelegt worden, da die Männer noch Taten vollführten, und sich begnügte, von großen Männern und Zeiten zu lesen, während seine eigene Macht immer geringer wurde. Ja, damals hatte sie sicherlich etwas von dem gefühlt, was die arabischen Frauen fühlen mußten, als ihre Männer die Waffen aufhingen und zu singen begannen von jenen Schlachten, die ihre Väter gekämpft hatten. Bitterer und bitterer mußte diese Empfindung geworden sein, jemehr sie das niedrigste Pack sich gleich Pilzen in der Stadt verbreiten und sie verdrängen sah, während die Luft um sie her so giftig wurde, daß man sie kaum mehr zu atmen vermochte.

Da war es, wo sie um ihrer Tochter willen ihren Mann bewogen hatte, Angelo als Schwiegerohn anzunehmen. Sie hoffte, wenn eines Tages die Gräfin stürbe, würde Lidida den schlaffen Jungen unter ihren Willen beugen, die Luft reinigen und ihre Existenz sichern. Der Marchese dagegen — der Mann der geraden Wege — hatte ihren Vorschlag bloß so empfunden, als würde sich seine Gattin vor der Schande in den Staub.

Zum zweitenmal hatte sie diesen Schein auf sich genommen, als sie die Partie mit Belladonna begünstigte. Sie hatte erkannt, daß es nicht weniger als das Leben für sie alle gelte.

Sie hatte ihren Stolz darin gesetzt, alle alten sizilianischen Tugenden zu vervollkommen. Ihrem Mann war sie eine demütige Dienerin gewesen. Jede Leidenschaftlichkeit hatte sie unterdrückt, weder in Wort noch Tat ihm zuwidergehandelt; sie hatte ein Lächeln erzwungen, selbst wenn ihr Herz Blut weinte. Erst als es ihr einziges Kind galt, war sie aus ihrem Schweigen hervorgetreten. Gibt es nicht Stunden, wo selbst die Steine reden müssen?

Sie hatte die Gräfin hassen gelernt, wie die kleinen Vögel Habicht und Gule hassen, und in dem alten Belladonna hatte sie den einzia möralischen Bundesgenossen gesehen in

Einem heiligen Krieg gegen das Ungeheuer — bis ihres Mannes Gast ihr sagte, daß auch dies eine Illusion gewesen. Bis der Rächer kam, hieß es aus Gnade leben.

Aus Gnade! —

Lidda hatte sich stets als leibhaftiges Ebenbild ihres Vaters betrachtet. Nach dieser Nacht wußte sie, daß sie ihrer Mutter Tochter war.

Ihre Wünsche begannen sich schärfer und schärfer zu prägen: ein Vernichtungskrieg gegen all das Pack! Ein heiliger Krieg ohne Schonung!

Aber der Held, der diese Träume zur Wirklichkeit machen sollte, — wo war er zu finden?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen
von Mathilde Mann.

„Nun, nun,“ — Onkel Joel kämpfte mit einem neuen Husten-
anfall, — „den allen Brief hier werfen wir ins Feuer, und damit
ist die Geschichte abgeschlossen!“ — Er hielt ein Streichholz daran
und ließ ihn auf der Ofenplatte verbrennen. „Sieh, wie die Fäden
verkohlen, — es war ein anderer Stoff im Papier zu jenen
Zeiten — — Und, hör jetzt einmal, Faste! Du warst mir immer
eine vielseitige Seele, ungeheuer reich an Interessen, Gedanken und
Ideen, die nur alle den einen Fehler hatten, daß sie Dich von
Deinen eigentlichen Studien ablenkten und Dich bald hierhin, bald
dorthin zogen.“

„Freilich, Onkel; aber jetzt habe ich mich selber gefunden und
weiß auch, wo das Land liegt.“

„Nun, — da wir uns doch einmal auf dem Gebiet des Außer-
gewöhnlichen bewegen — und da Du glaubst, daß Du damit den
Grund legen könntest, — aber merke Dir, es geschieht nie zum
zweitenmal wieder, — und wenn ich Dich mit einem Zehnkronen-
schein vom Rande des Bankrotts erretten könnte! — Wenn auch
mit einem Gefühl, als würdest du das Geld ins Meer, ich will für
die dreitausendfünfhundert Kronen eintreten, die, wie Du sagst,
dazu gehören. Ich will wünschen, daß ich sie jemals wiedersehen
werde!“

„Nein, nein, diese Art und Weise dulde ich nicht. Das sag' ich
Dir, Onkel, befehlen darf Du mich nicht, — sonst werfe ich Dir das
Geld gleich wieder ins Gesicht. Ich werde mir schon ohne Dich zu
helfen wissen.“

„Nun, nun, laß den Hut nur liegen. Du brauchst nicht gleich
so knabenhaft aufzubaufen. Das Geld kannst Du auf mich ziehen.
Dreitausendfünfhundert Kronen spuckt man im allgemeinen nicht
so leicht aus!“

„Ich entschließe mich, Dir hiermit sogleich meinen Dank aus-
zusprechen, Onkel, — wenn ich mich auch, notgedrungen, wie Max
krümmen und biegen muß in Deiner mildtätigen —“

„Na, na, na!“

„— Und höchst delikaten Hand!“

„Die Sprache gefällt mir schon besser.“

„Ich sage Dir, Du wirst mich noch achten lernen, — sollst dazu
gezwungen werden. Und nun vielen Dank und adieu, Onkel!“

Die Haustür fiel hinter ihm ins Schloß. Er stürzte von
binnen.

Unten auf der Straße rief Schauspieler Werloff ihn an.
„Was sagst Du zu so etwas, Faste! — Gjesing hat sich krank
gemeldet und nun soll Prebevsen den Lordenskjold spielen — soll
mit der dünnen Stimme und den noch dünneren Beinen donner-
weitern und auf Deck stampfen! — Natürlich leeres Haus! Ja,
das sind Zustände bei der Kruppe! Wir halten das Banner der
Kunst hoch! Wollen wir nach Helvetia gehen und ein Glas Port-
wein trinken?“

„Habe keine Zeit. Geschäfte — — Wollte, der Tag hätte
24 Stunden.“

„Ich verstehe! — Du hast Deine Idee in Bezug auf das Volks-
theater unten am Vorstadtstrand aufgegeben. Du kamst vor ein
paar Monaten so tapfer damit in der Heimat an!“

„Ich will nur gleich von Anfang an Ordnung schaffen, — will
mir darüber klar werden, wo ich stehe und wo nicht. Es ist nicht
zum mindesten die ökonomische Seite der Sache, die ich in Er-
wägung ziehe. Der Anschluß ist zu klein, die Idee noch zu neu.“

„Das heißt“ — kam es ziemlich böshaft heraus, „die Idee ging
zum Teufel, genau so wie eine gewisse, selbsterrundene Maschine,
von der ich habe reden hören, und die alle möglichen Vollkommen-
heiten besaß, aber nur nicht — gehen wollte!“

„Ach so, Du liebenswürdiger Garcellas, Du heulst mit den
Wölfen! — Verteufelt gut war übrigens diese Theateridee, das will
ich Dir nur sagen. Aber es gehören Stücke dazu, — Stücke von der
richtigen Sorte. Die Apparate allein machens nicht. Ich hatte ja
im Grunde an ein Theater zur Belustigung des Volkes gedacht.“

So zum Beispiel wie, sagen wir einmal, der Vater ist ein Pferd,
die Mutter ein Esel, folglich ist der Sohn ein Maulesel — mit zwei
Willen in der Brust, die im stillen Kampfe liegen, — entweder
überwiegend langohriger Esel oder überwiegend Pferd. Und dann
steht im letzten Akt der Maulesel vor dem Richterstuhl — wegen
irgend einer Untat. Oder etwa — was meinst Du? — Man könnte
den letzten Akt vor der Himmelstür spielen lassen, wo er vor dem
Richter steht? Ja, was soll so ein Kermtier mit zwei Bestien in
sich eigentlich denken, wenn er vor seinem Schöpfer steht? Nun,
wir graben da in unergründliche Tiefen hinein! Aber ich wollte
schon, und wenn ich auch noch so wenig Zeit hätte, Ideen zur Ge-
nüge liefern, wenn ich nur den Richtigen fände, der etwas daraus
machen und das Ganze inszenieren könnte.“

„Ja, abgesehen von solchen Phantastereien, mein lieber Faste,
— wirst Du aber doch einräumen, daß diese Besetzung des Lordens-
kjold der Gipfelpunkt des Idiotismus ist, — geradezu eine
Schweinerie gegen die Idee!“

„Die Idee? — ich habe auch einmal für die Idee gelebt. Aber
dann, — seine Valuta in das Reich der Phantasie übertragen zu
lassen — in blauen Dunst und Nebel — davon bin ich denn doch
wieder abgekommen, Du. Aber mein Gott, man kann auch von Be-
geisterung leben in dieser Distelwüste der Erde. Und alle Achtung
für den, der es tut. Wenn ich nur damit verschont bleibe! Ja,
Schauspiel s e h e n will ich natürlich —“

Faste küstete schnell den Hut und eilte weiter. Er ging die ge-
schäftige Hafenstrasse hinab, bis das Schild der Mallerfirma Roed
und Ko. in einer der Eingangstüren unten an der Zollbude sichtbar
wurde.

Hastig trat er ins Kontor.

„Guten Morgen, Herr Roed!“

„Ah! — Herr Forland aus Zürich heimgekehrt! Ich habe diesen
Sommer hin und wieder einen Schimmer von Ihnen hier gesehen.“

Faste glaubte ein Lächeln bei der Erwähnung seines Namens
zu bemerken, als knüpfte sich irgend eine ergöhlige Erinnerung
daran.

„Ja, ich habe meine technischen Studien beendet,“ antwortete
er kurz. „Ich möchte gern etwas deutsches Geld haben, — nur eine
Kleinigkeit — dreihundert Reichsmark.“

„Stehe zu Ihren Diensten, Herr Forland!“

„Kann ich mir also morgen die Anweisung holen? Ich nehme
an, Sie halten meinen Scheck für gut, wenn ich auf Onkel Joel
ziehe?“

„Auf den Herrn Bankdirektor? — Persönlich? — Der Maller
sah verduht und beinahe ungläubig aus.

„Während der sechszwanzig Jahre, die ich hier in der Stadt
gelebt, habe ich noch niemals irgend jemand auf den Mann ziehen
sehen.“

„Man soll nie niemals sagen. — — Uebrigens,“ fuhr er
in gleichgültigem Ton fort, — „wenn ich auf dem Scheck eine Null
hinten angehängt hätte, so würde die Summe ebenso flott honoriert
worden sein — — Roggen — Weizen — Zuder — Parafin —
Tabak“ — murmelte er, mit einem flüchtigen Blick auf die Kurs-
liste des Tages, die auf dem Pult lag. „Wie?“ Die Gasattien
sind zu eintausendachtshundert notiert — noch? Ach du alte, treu-
herzige Stadt! — Und Sie meinen, daß Sie es vor Ihrem Gewissen
verantworten können, sie zu dem Preis anzubieten, Maller?
Nun, — die Elektrizität ist im Anmarsch, hängt sozusagen über
der Stadt in der Luft. Ich sage Ihnen, — rief er aus, „das
heißt in ausgeputzten Lichtern spekulieren!“

Der Maller antwortete nicht; er war mit seinen Gedanken
anderswo und sein Blick ruhte auf Fastes nachlässigem Anzug, —
ganz wie der Alte. — — Das lag so nahe. Einen aus der Familie
mußte der kinderlose, kränkliche Weizhals ja zum Nachfolger aus-
ersehen, und —

„Immer, immer zu Ihren Diensten, Herr Forland!“ berneigte
er sich sehr zuvorkommend. „Ja! Also auch das erlebt man, daß
jemand Blankokredit auf den Herrn Bankdirektor zieht!“

„Verzeihen Sie, Herr Roed,“ die Worte kamen langsam und
gewichtig, — „das, was ich auf Onkel Joel ziehe, bezahlt er. Aber
das mit dem Blankokredit müssen Sie auf eigene Rechnung
machen.“

Der Maller griff nach dem Hut und sah zu der Uhr auf, die
in wenigen Minuten die Stunde für seine Geschäftsrunde anzeigen
würde. Und jetzt hatte er eine ungeheure Geschäftseuigkeit, die
er in den Kontoren verbreiten konnte: — ein neuer Goldfisch, ein
künftiger Erbe für den alten Joel. — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unter der Mitternachtssonne.

II.

Tromsøe kommt in Sicht! Vor dem Hafen Hunderte und
Aberhunderte von Masten, eine schwimmende Fischerstadt. Hier sieht
man auch die ersten Romadenlappen, schwedische Gebirgslappen, die
mit ihren Rentierherden im Sommer ins Tromsøetal kommen.
Der erste Lappe, den man am Ufer sieht, ist ein kleiner Mann, der

Vertreter einer degenerierten Rasse, bartlos das Gesicht, aber so runzelig, daß es unmöglich ist, zu erkennen, wie alt er sein mag. Er raucht an einer langen Stabpfeife, die nicht aus dem Munde herabhängt, sondern wagerecht vorsteht. Ein alter Lappe mit weisem Nebelbart verkauft Pfeifen, Messer, Lappenschuhe und Kuppen in Lappenkostüm. Englische Touristen stürmen auf ihn los, um ihn zu fotografieren. Ein zweiter und dritter Lappenhändler, jünger als der erste, aber ebenso runzelig wie der Alte, kommen hinzu. Die drei Lappen halten die Waren hoch und rufen englisch und norwegisch Preise aus, aber die Engländer gebieten ihnen Ruhe. Aber die Lappen kennen ihre Pappenheimer und lassen nicht locker. Eine Art Handgemenge entsteht, die Lappen reden die Hände mit den Waren in die Höhe, die Engländer drücken die Hände nieder und Lappen und Engländer schreien aufeinander los. Dann taucht eine alte kleine Lappin auf, mit runzeligem Gesicht und wunderbar glänzenden pfiffigen Augen. Auch sie will Waren verkaufen und auch sie soll fotografiert werden. Aber sie weiß sich zu helfen und vergräbt ihr Gesicht in die Hände. Da beginnt eine Engländerin um einen Gegenstand zu feilschen und während die Alte hoffnungsvoll wartet, bis der Gegenstand geprüft ist, wird sie geinipst! So siegt Albion selbst über eine schlaue Lappin.

Tromsøe ist nicht nur das Zentrum der Sommerlager der Romadenlappen — denn hier im Umkreise, in Tromsødalen, am Malangen-, Valsulfs- und Lyngefjord sind neben gewaltigen Gletschern auch gewaltige Wiesen und Weiden — es ist auch der Salon des Nordlandes, ist ein schönes Juwel im Eismeer, ist — wie es sich nennt — ein „Klein Paris“. Es hat alte Kultur, eine reiche und sehr lebenslustige, dabei auch leichtsinnige Bevölkerung. Das ist in ganz Norwegen sprichwörtlich. Zweimal zu je drei Tagen hab ich hier gewohnt und immer wieder hat mich die Grazie der Stadt und ihrer Bewohner entzückt. Einen Abend aber, den ich hier verbrachte, werde ich nie im Leben vergessen: den Ausflug ins Tromsøedal zum Lappenlager, über den schmalen Tromsøefjord von der Insel Tromsøe nach dem Kontinent.

Im Boote ging es mit einigen Freunden aus Tromsøe, darunter einem, der sehr gut lappisch sprach, ans Festland, dann auf hügelig ansteigenden Weg, an einem großen Bauernhof vorüber, in das Tal und durch das Tal, das hier ein Birkenwald ist, der die Fierde und die Freude jeder süddeutschen Landschaft wäre und alle ihre Merkmale trägt. Zahllose Blumen — unsere Frühlingsblumen — zwischen den Gräsern und in der Sentung ein schäumender Fluß, der in Bindungen hinbraust. Dreiviertel Stunden lang geht das so zwischen grünen Höhen, dann plötzlich ein Plateaufeld, zirkusartig und darin viele kegelförmige Steinhügel — die Lappenhütten, deren Tür eine mit einem Tuchseken verhängte Oeffnung ist. Ich habe am Anfange gesündigt und bin zu lange mit meinem Dolmetscher im Innern der Hütte gewesen, so daß ich erst um 11 Uhr abends mich zu den anderen gesellte, die draußen auf dem Amphitheaterterrasen sich hinstreckten, Kaffee tranken und schmauseten.

Ein weiter, runder Talsessel in der Ebene, die Höhen der Berge ringsumher bilden kolossale Plateaus, auf denen die Rentierherden weiden. In der Rundung dieses Sessels weit sichtbar der rauschende Fluß, die kegelförmigen Steinhütten der Lappen, grün alles rings umher. Darüber aber der blendende Glanz der weißen Abendsonne.

Ein alter Lappe, das Oberhaupt der Familie, kommt zu uns, die Kinder folgen ihm, und bald waltet das lappisch sprechende Mitglied unserer Gesellschaft wieder seines Dolmetscheramtles. Ein jüngerer Lappe, der etwas norwegisch spricht, kommt dazu und da wird das Gespräch reger und die Landschaft existiert für mich nicht mehr.

Aber auch ihre Stunde kommt. Um 3 Uhr morgens beim Rückweg. Da liegt, während wir höher abwärts streifen, die Insel Tromsøe vor uns mit ihren wunderbarem Rahmen und in jaudzendem Glanz steht die weiße Nachtsonne über dem allen. Eine Sonne, die in die Augen schlägt, die wie ein dichter und doch luftiger Strahlenspeer in die Augen bringt, sich einbohrt. Was sie sehen läßt, ist ein Bild, das ich niemals vergessen werde.

Wir sind im Wald, im grünenden Nordlandswald. Darüber weißer Sonnenschein, ein Leuchten. Vor uns der Sund und die Häuser von Tromsøe, diese schmutzen, roten Häuschen am Ufer und an den grünen Hängen, über die leuchtend und blendend schneeige Gipfel sich erheben.

Das sieht das Auge; das Oh- hört aber aus den Büschen schmetterndes Vogelgesang. Blinkende Schneeberge, strahlendes Meer, jauchzendes Grün am Waldweg, weiß schäumende Sonnenstrahlen darüber und darin jubelnder Vogelgesang, die Luft frisch und doch warm, diese Nacht war der herrlichste Sommertag, den ich je erlebte.

Und noch eine andere Stunde, die ich in Tromsøes Bann verbrachte, wird mir unvergesslich bleiben. Als ich das zweitemal vor Tromsøe landete, um 3 Uhr morgens. Welcher Glanz in den Lüften, welches Leuchten am Ufer. Die grünen Hügelhänge, an die sich fern die Schneegipfelfette schmiegt, wie eine kristallene Krone oder wie ein Mythenkranz. Eine bräunliche Weichstimmung lag über allem, aber kräftig, fast herb. Mild umstreicht einen die Luft, deren Herbeheit man nur fühlt, wenn sie durch die Lungen streicht oder vielmehr streichelt.

Etwas ganz Seltsames sind die Fjorde um Tromsøe, der Malangenfjord, ein weites grünes Wiesenfer, der Lyngefjord, ein buntes Gemisch von Wiesen, Bergen und Glet-

schern, darunter die „Stuppenberge“, keine Gletscher, die wie eingeschachtet zwischen zwei Bergzügen daliegen, der Ulfssfjord und Sørffjord, das bizarreste, was ich an Landschaftsbildern im Norden sah, riesige Sandmoränen zwischen grünen Hängen, kleine Gletscherzungen, die mitten aus Felswänden hervorstecken, das sind Eisberge, die von nachdrängenden Gebirgsmassen verschüttet wurden, daneben aber große, gewaltige Gletscher. Und dann der Valisfjord mit seinen hochalpinen Ufern. Das alles drängt sich um Tromsøe, wie wenn diese Inselstadt der natürliche Mittelpunkt dieses bunten Landschaftsbildes wäre.

Im Groetes und gegen Hammerfeste. Wir hatten einen sonnigen Tag und eine berauschte Lichtfülle. Diese Heiligkeit ist etwas unsagbar Gewaltiges. Zur Zeit des Sonnenunterganges — um 11 Uhr nachts — lag noch blendender Sonnenschein auf dem ganzen Meere, durch das Hunderte Schiffe und darüber Tausende Vögel gleiten. Diese Vögel bringen fast lärmendes Leben in die Gegend. Das flattert und fliegt und kreischt über die Wasser und über die Insel. Hier in dieser Strecke steht ein merkwürdiger Inselblock, ein Hügel. Grau wie ein gealterter Wald, und die Schneerinnen sind wie weiße Haarstränge im vergrämten Gesicht. Vergrämt war auch der Himmel an diesem so sonnigen Tage. Etwas vor Mitternacht verschwindet die Abendsonne und graue Wolken steigen auf. Ein Regen geht nieder. Ein starker Wind setzt ein, aber es strahlt und leuchtet durch die Wolken und die Regenschüre, und heller wird es und weißer und glänzender, und die Wolken verschwinden und der Regen hört auf, und als Siegerin steigt jäh die weiße Sonne hervor.

Hammerfest — landschaftlich bietet es nichts, es ist in eine Ecke gedrückt. Aber welche Fülle von Masten und Segeln im Hafen. Ein unüberschaubares Gewirre. Von hier aus geht ja der große Schwarm der Fischer nach den Finnmarken und den Spitzbergen, hier konzentriert sich der Handelsverkehr mit Rußland über Archangelsk.

Spitzbergen — dies Land, das herrenloses Gut ist — wird in den letzten Jahren belebt. Drei Steintohlenbergwerke sind an der Advent- und Vigobai jezt in Betrieb und zeitigen ein gutes Ergebnis. Der norwegische Staat ist einer der Hauptabnehmer für diese Kohlen, die er als Heizmaterial auf den Bahnen verwendet. Erst seit einigen Jahren ist es möglich, diese Betriebe rationell zu führen, das heißt auch im Winter. Früher wurden alle, die dort überwinterten, ein Opfer des Storbuts. Nun haben die Aerzte eine bestimmte Diät gefunden, die den Storbudt unmöglich macht. Jezt leben die Vergleute oben auf den Spitzbergen Sommer und Winter und fühlen sich nicht versperrt und einsam. Etwas, das viele staunend — aber erstreut — hören werden: der 1. Mai wurde auch auf den Spitzbergen durch Arbeitsruhe, Festlichkeiten und Ansprachen gefeiert. Die „Ny Tid“ in Drontheim brachte anfangs Juli einen Bericht darüber. Eine englisch-deutsche Gesellschaft betreibt das Bergwerk auf den Spitzbergen und ihre norwegischen Arbeiter feiern dort den 1. Mai. So dringt das Leben vor.

Noch eine Folge hat die glückliche Bekämpfung des Storbuts: die Eisbärenpelze werden billiger, nämlich die guten Pelze der im Winter erlegten Eisbären, die viel reiner weiß sind und sich nicht so leicht enthaaren, wie die Pelze der im Sommer erlegten Bären. Früher war es ein Wagnis, auf die Eisbärenjagd im Winter nach den Spitzbergen zu gehen. Gegen die Bären konnte man sich verteidigen, gegen den Storbudt aber nicht. Jezt werden von den Händlern ganze Expeditionen zur Winterjagd in den Spitzbergen ausgerüstet, und mit den Weisungen der Aerzte versehen, können sie den Schreden des Storbuts trotzen. Ihnen bleibt das Leben erhalten, die Bären und Silberwölfe aber müssen daran glauben. So sind die Aerzte die eigentlichen Bärenlöter!

Im Eismeer. Man merkt an dem Schwanken des Schiffes, daß man im offenen Ozean ist. Hier hat man auch nicht mehr den Eindruck, daß die Landschaft am Meere liegt, sondern daß das Land im Meere sich befindet. Wie in einer Nisenebene kleine Hümpel und Leiche aufsteigen, so treten hier aus dem Wasser Landpunkte hervor. Am Anfange sind alle bastionsförmig, wie Reste von zerschossenen Wällen, Ruinen eines Felsengürtels, der den Kontinent vor dem Ozean bewahren sollte. Dann werden diese Fels-trümmer seltener, diese Risse und Bergwände, die nicht mehr grün sind, sondern kahl, höchstens mit Moos bewachsen, das auf den Felsen lagert wie ein Ausfag. Weit, weit tritt das Ufer zurück, leicht glänzt von der Hügelspitze der Schnee herüber, aber vor uns und um uns die Wasserwüste, das Eismeer.

Das Eismeer — es ist nichts wie eine Wasserflut. Dunkel und massig ist es, schwerflüssig, scheint wie eine kompakte Masse zu sein, etwas das nicht mehr Eis und noch nicht Wasser ist. Eigentlich ist es nicht wie schmelzendes Eis, sondern wie frierendes Wasser und undurchsichtig. Aber wie klar ist die Luft, wie rein und durchsichtig, trotz des trüben regnerischen Wetters, das wir hatten.

Ein seltsamer Felsen kommt in der Ferne in Sicht. Zwei braune, steife Flächen, wie die straffgespannten gerippten Flügel einer riesigen Fledermaus. Aber wo diese zwei Flügel sich im schiefen Winkel treffen, ragt vorne, wie frei im Meere stehend, eine immense Säule hervor. Das ist der „Hjelmbestauren“, noch gegen 100 Kilometer entfernt, aber dennoch sehr klar sichtbar. Es ist ein „Vogelberg“, hundertaufende Vögel, Möven, Lander und Eiderbögel sitzen auf ihm. Der Grund für diese Massenansiedlung der Vögel hier und auch weiter im Norden ist, daß sich an diesen Stellen reiche Fischbänke — die Nahrungsquellen —

und in den rissigen Felsen gute Schlupfwinkel und Brutstellen finden. Da wir näher kommen, sehen wir Tausende von derartigen Vögeln den Felsen umflattern und seine Flächen sind mit weißen Vögeln so besät, daß sie wie ein Schneefeld erscheinen. Ein erster Völlerschuß vom Schiffe erschreckt Zehntausende, ein zweiter und dritter Schuß scheidet wieder Zehntausende der kreischenden Vögel in die Luft, aber noch immer ist der Felsen bedeckt mit Vögeln. Der „Hjelmbestauren“, der auf dem Wege zum Nordkap liegt, ist der berühmteste der norwegischen „Vogelberge“, ich aber habe dann ostwärts — in Finnmarken — großartigere gesehen.

Am Nordkap — dort sind wir zwei Stunden später. Wir hatten schlechtes Wetter, der Himmel war grau und bewölkt, es regnete, aber klar und blank war die Luft. Das Nordkap steigt auf und erscheint wie eine große rhomboidische Kanzel, die sich von dem hügeligen Insellande in das Meer vorschiebt. Eine Kante dieses Rhomboids tritt massiver hervor, streckt sich weiter hinaus in das Meer in drei Zaden, nach vorne abfallend, wie Niesenstufen, auf denen man zur Kanzel hinaufsteigen soll; denn dieses hohe Felsrhomboid hat oben ein Plateau, das so flach wie ein Parkett ist, viel glatter als das Meer. Das Meer selbst ist weit offen, unübersehbar, immer bewegt, und jetzt ist dieses dickflüssige Blau halb wie eine Quecksilber-, halb wie eine Teermasse, auf einer ungeheuren Fläche und rastlos gehoben und gesenkt von unterirdischen Titanen. Dem Süden zu bildet die Insel eine kleine Bucht um die graubraunen Felsen. Aber vorne hinausgeschoben, mitten im Eismeer, liegt ein kleines, flaches Inselchen, wie ein Korb oder wie eine Wiege, und die weiße Brandung umspielt sie, und diese Insel liegt etwas nördlicher als das Nordkap und ist grün, leuchtend grün. Wieder verblüfft und überwältigt einen diese klare reine Luft über den dunklen, unurchsichtigen Wassern und dem grauen Gewölk, das schwer über dem Horizont liegt. Weit hin sieht man klar jede Wolke und jede Welle, trotz des Regens, der zeitweilig niedergeht. Die Passagiere vergnügen sich, während das Touristen-schiff hier vor Anker liegt, mit Fischen, und in einer Viertelstunde haben alle reiche Beute an Dorschen. Unglaublich ist es, wie fischreich diese Gewässer sind.

Dann fährt das Schiff näher an das Nordkap; in der Bucht von Hornvik legen wir an, und jetzt versteht man, weshalb das Nordkap so berühmt und besucht ist. Es wirkt in der Nähe großartig in seiner Bucht bei dieser geringen Höhe. Es ist nur ein rissiger und felsiger Felsblock, aber diese unübersehbare Fläche auf seiner Höhe und diese unübersehbare Fläche des Meeres zu seinen Füßen wirken stark und eindringlich und harmonisch.

Auf kleinen Booten gehen wir ans Land, ein im Zick-Zack angelegter Pfad, an dessen Seite bald rechts, bald links ein Seil gespannt ist, führt in einer halben Stunde aufwärts. Staunend gewahrt man auf dem Riesen des Hügels rote und weiße Blümchen, und wenn man dann auf das Plateau kommt, das sich weit und flach, trostlos flach hinzieht, sieht man einen sumpfigen Boden. Zwischen Stein und Moos wieder diese kleinen roten Alpennelken verstreut — aber kein Gras, kein Grün. Nur Moos und diese roten Blümchen. Auf der Höhe des Nordkaps, an dem Ostende des Plateaus, steht der Pavillon und dicht neben ihm ein Obelisk; rechts von diesem stürzt das Erdreich ab, halb Wasserinne, halb Erdsturz, eine eigentümliche Bildung, als ob das Meer oder der Sturm im gewaltsamen Ansturm diese Rinne gerissen hätte. Von hier aus — rechts und links nichts, nichts als das weite Meer in der Tiefe — erscheint dieses öde, brache, sumpfige, moosbedeckte, aber ebene, so melancholisch ebene Plateau wie ein verwüstetes Schlachtfeld voll Verwesung, das ein Titan schützend in die Höhe gehoben, hinein in den eisigen Wind, um es vor dem eisigen Meere zu schützen. Oder aber vielleicht geschah dieses Rettungswort nur der Heinen zarten Alpennelken wegen, die leben und leben wollen. Die Natur ist ja so wunderbar fürsorglich. Dieses großartige Mimikri, die Anpassung im All tritt hier so ausdrucksvoll zutage: weiß ist der Schnee und das Eis, weiß die Vögel in den Höhen und weiß die Tiere da draußen auf den Eisblöcken, die Eisbären und die Wölfe. Ein gewaltiges Weiß, das der Ursprung aller Farben und alles Lebens ist. Weiß, unbeschreiblich weiß wird auch das Meer weit draußen im Osten und Norden, da sich die Mitternachtsstunde nähert. Was hier großartig ist — und das ist das gewaltige Schauspiel, das man nur am Nordkap hat —, das ist, wie die weiß aufsteigende Sonne sich das weite Meer erobert, wie diese dickflüssige, dunkle Wassermenge überdeckt wird auf Meilen und Meilen im Umkreise mit dem weißen, silberweißen Sonnenstrahlenstaub. Wie das dunkle Meer weiß wird, wie die helle Luft noch mehr erglänzt, wie diese weißflammende Sonne im Osten aus dem Wasser steigt, nachdem sie fünf Minuten vorher weißflammend in das Wasser versunken, das sieht man so imposant nur hier von der Höhe des Nordkaps.

Aber die Mitternachtsstunde selbst habe ich später einmal — in Finnmarken, schon dicht an Rußlands Grenze — großartig gesehen.

Serrlich ist der Rückweg über die Nordkaphöhe, da man das Meer nicht mehr sieht, sondern nur das Plateau und darüber — durch die klare Luft für das Auge so nahe gerückt — leuchtend die schneeigen Berggipfel, die man weit weg weiß und die diese Landschaft umrahmen. Und so eben ist das Plateau, daß man nur seine Fläche sieht und nichts vom Meer, von dieser ungeheuren Fläche, an der man weißt.

Ein Ausbruch des Lavasees auf Hawaii. Der berühmte Krater des Kilauea, obgleich selten ganz in Ruhe, ist in diesem Jahre wieder in einem verstärkten Ausbruch begriffen, und zwar ist seine Tätigkeit so gewaltig, wie sie seit dem Jahre 1894 nicht mehr beobachtet worden ist. Ein in der Wochenschrift „Science“ veröffentlichter Brief bringt die Schilderung der vulkanischen Eruptionen aus der Feder von Thurston, einem der besten Kenner der Vulkane Hawaiis. Danach hat sich der Mittelkrater während des Monats Mai mit geschmolzener Lava zu füllen begonnen, bis ihre Oberfläche nur noch 60 Meter unter dem Boden des Hauptkraters sich befand. Der Lavasee hatte die Gestalt einer 8 angenommen und war ungefähr 250 Meter lang und 120 Meter breit. Nahe der Mitte der nördlichen Schleife des Sees lag eine Insel von der Gestalt eines Halbmondes, und in ihrer Bucht fand ein fast dauerndes Kochen der geschmolzenen Lava statt, das fast in jeder Minute von explosiven Gasausbrüchen begleitet war, so daß große Massen der geschmolzenen Flüssigkeit in die Luft geschleudert wurden. Unmittelbar nach jedem dieser Gasausbrüche zog sich die Lava auf kurze Zeit in einen trichterförmigen Wirbel zusammen, der die großen Lavafüßen, die sich am Rande gebildet hatten, einzog, so daß sie verschwanden wie Schiffe in einer Charybdis. Etwas nördlich von dieser Insel im Lavasee fand ein massenhaftes Ausströmen von geschmolzener Lava statt, aber dort ohne Explosion oder auch nur Bildung von Blasen, vielmehr gleich einem riesigen Springbrunnen. Der Lavaström war so schnell, daß die Oberfläche des Sees zur Abkühlung und Erstarrung nur an wenigen Stellen Zeit hatte, und auch diese Stellen wurden häufig durch Konvulsionen von unten her gehoben, so daß die schwarze Kruste unter der aufquellenden Lava wieder aufriß. Die Krusten, die sich an den Ufern des Lavasees gebildet hatten, wurden entweder wie Eisschollen im Polarmeer auf diese hinaufgehoben oder von der feurigen Tiefe wieder verschluckt. Immer wieder erschienen an verschiedenen Punkten des Sees Lavabrunnen, die ihre schwarzgewordene Umgebung mit ihrer Glut verschlangen. Seitdem hat sich der Lavasee durch den schnellen Fortgang der Tätigkeit ständig vergrößert und die Glut ist so stark, daß sie bis auf eine Entfernung von fast 60 Kilometer bei klaren Nächten sichtbar ist, und wer sich dem Krater bei Nacht zu nahen wagt, braucht dazu keine künstliche Beleuchtung. Wahrscheinlich wird dieser Ausbruch noch monatelang andauern, aber die Geologen werden gut daran tun, die Gelegenheit zur Beobachtung dieser Vorgänge wahrzunehmen, weil sie sich in dieser Stärke nur in Abständen vieler Jahre zu wiederholen pflegt. Die Erforschung der Vulkane von Hawaii, die allerdings schon zu klassischen Untersuchungen Veranlassung gegeben haben, ist um so wichtiger, als die vulkanischen Vorgänge, wie sie sich dort abzuwickeln pflegen, ganz wesentlich verschieden sind von denen des Ausbruchs eines Vesuvius oder Aetna. Sie erfolgen weniger explosiv und machen in dieser Hinsicht also weniger den Eindruck von Katastrophen, aber dieser Mangel wird reichlich ersetzt durch den überaus großartigen und mit keinem anderen Vorkommnis auf der Erde vergleichbaren Anblick des glühenden Lavasees, der in der Regel ohne große Gefahr aus der Nähe beobachtet werden kann.

Astronomisches.

Neuheiten der Himmelsphotographie. Die unzähligen Sonnen am Himmelszelt sind nicht nur in ihrer Helligkeit, die nicht immer ein Maßstab ihrer größeren oder geringeren Entfernung von der Erde ist, sondern auch in ihrer Farbe von einander verschieden. Die Beobachtung der Farbe der Fixsterne ist weit wichtiger als der Laie denken mag. Die Farben werden nämlich im wesentlichen von der Zusammenfügung der Sterne, wie sie sich in ihrem Spektrum ausdrückt, bedingt, und die Feststellung der Sternspektren ist bekanntlich das wichtigste Mittel zur Lösung der Frage, aus welchen Stoffen das Weltall besteht und wie sie darin verbreitet sind. Ferner gibt das Spektrum auch häufig Auskunft über den Grad der Entwicklung, in dem sich der betreffende Stern befindet. Da nun manche Sterne zu lichtschwach sind, um ein deutliches Spektrum zu geben, erhält ein neues Verfahren zur Feststellung ihrer Farbe eine erhöhte Bedeutung. Zwei Forscher der berühmten Hertzsche-Sternwarte, die sich des Westzes des größten Fernrohrs erfreuen, haben nachgewiesen, wie die photographische Platte zur Messung der Farbe eines Fixsterns gebraucht werden kann und das Ergebnis ihrer Untersuchungen im „Astrophysical Journal“ beschrieben. Danach wird es möglich sein, weit mehr Sterne in die nach den Spektren unterschiedenen Klassen einzuordnen als bisher. Eine weitere Neuheit für die Himmelsphotographie wird in demselben Fachblatt von Dr. Wood zur Kenntnis gebracht und dürfte für Photographen überaus interessant sein. Dieser Gelehrte hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß zur Photographie lichtschwacher Himmelskörper eine etwas verschleierte Platte besser geeignet ist als eine vollkommen frische. Er beleuchtet daher vor einer solchen Aufnahme die betreffende Platte mit einer kleinen Gasflamme einige Sekunden lang und will die Beobachtung gemacht haben, daß die Platte dann für schwache Lichtwirkungen noch empfindlicher ist als zuvor.